

EIN TAG IM TEMPEL VON JERUSALEM¹

EIN ERZÄHLTER RAUM

Wolfgang Zwickel

Herbstfest im dritten Regierungsjahr des Königs Joschafat, nach unserer heutigen Zeitrechnung das Jahr 866 v. Chr.: Ein Bauer aus Etam, in Luftlinie 12 km südwestlich von Jerusalem im Bergland gelegen, macht sich auf, um die rund dreistündige Wanderung auf der Wasserscheide des Judäischen Berglandes nach Jerusalem zum Herbstfest zu gehen. Nicht jedes Jahr konnte er sich diesen Luxus leisten. Zwar war der Weg mit rund drei Stunden nicht besonders beschwerlich. Aber er musste doch mindestens zwei Tage von seinem Haus abwesend sein. Zudem musste man einiges an Gepäck mitnehmen. Persönliche Dinge waren für diese Reise kaum nötig, aber zum Herbstfest sollte die Ernte des Sommers mitgebracht werden. So musste er Wein für sich und seinen Sohn mitnehmen. Der Wein war erst frisch geerntet und der Alkoholgehalt noch nicht so stark wie in späteren Monaten. Daher konnte man auch mehr davon trinken. Hinzu kamen all

¹ Als ich 1998 nach Mainz berufen wurde, sprach mich schon bald der Kollege Rainer Volp an, ob ich mich an einem Graduiertenkolleg über »Raum und Ritual« beteiligen würde. Ich stimmte damals gerne zu, hatte ich mich doch in mehreren Arbeiten mit dem Kultgeschehen im Alten Israel und insbesondere am Jerusalemer Tempel intensiv beschäftigt. Das Graduiertenkolleg wurde dann nach dem zu frühen Tod von Rainer Volp von Stephan Weyer-Menkhoff geleitet. Die Zusammenarbeit mit unterschiedlichsten Kollegen in dieser Zeit hat mich nachhaltig geprägt, so dass ich gerne für diese Festschrift einen Beitrag beisteuere, der sich mit dem frühen Kult in Jerusalem beschäftigt. Unsere Vorstellung vom Kult im Alten Israel ist selbst bei vielen Wissenschaftlern noch immer stark vom Herodianischen Tempel geprägt, ja oft sogar von der Bildwelt der diversen Künstler der Frühen Neuzeit oder sogar von den Arbeiten eines Julius Schnorr von Carolsfeld. Dem möchte ich ein wenig die Bildkunst der Zeit des 10./9. Jahrhunderts v. Chr. entgegensetzen, um ein zutreffenderes Bild von der Welt am Salomonischen Tempel zu vermitteln. Ich habe hierfür bewusst die Form einer erzählten Geschichte gewählt, weil Untersuchungen gezeigt haben, dass erzählte Geschichten ein intensiveres Mithören ermöglichen und zudem die eigene Vorstellungskraft besser angesprochen wird als bei wissenschaftlichen Abhandlungen.

die anderen Früchte, die man soeben geerntet hatte und die man zu diesem Fest mitbringen sollte. Datteln wuchsen im Bergland zwar nicht, die konnte man nur im Jordangraben mit der Hoffnung auf reiche Ernte anbauen. Aber Joschua besaß Öl-, Feigen- und Granatapfelbäume. Das Bergland um Etam herum war ideal dafür. Auf dem Hügel neben seinem Dorf wuchsen die Weintrauben bestens, ein paar Olivenbäume hatte er am Rand seines Weingartens angepflanzt, und auch zwei Feigenbäume, die nahe der Tenne von Etam standen und reichlich Schatten spendeten, waren sein Eigentum. Seine Felder im Tal, auf denen vornehmlich Weizen, aber auch etwas Gerste wuchs, waren schon im Frühjahr abgeerntet worden. Dort weideten nun Schafe und Ziegen, die seine Frau und seine Tochter hüteten. Die schwere Arbeit der Ernte war vorbei, der Aufenthalt in Jerusalem eine Art Belohnung für die harten Tage der letzten Wochen. Alle hatten kräftig angepackt, um fast gleichzeitig den Ertrag der Weinstöcke und der Olivenbäume einzubringen. Die Feigen waren da schon einfacher zu ernten, denn er selbst beschränkte sich auf diejenigen Früchte, die er leicht erreichen konnte. Sein 10-jähriger Sohn kletterte dagegen in die großen Bäume und sammelte auch noch all jene Früchte ein, die für einen Menschen, der nicht mehr klettern wollte, viel zu hoch waren. Der Esel war beladen für die Reise nach Jerusalem. Einen kleinen Sack voll Granatäpfel hatten er und sein Sohn eingepackt, aber auch einen Krug Öl und vor allem einen großen Lederbalg voll neuen Weins. So machten sie sich auf den Weg nach Jerusalem. Nach gut einer Stunde kamen sie an Betlehem vorbei und rasteten dort etwas. Frisches Wasser für Menschen und den Esel gab es da, aber auch ein paar Brotfladen, die sie noch von zu Hause mitgenommen hatten. Dann ging es weiter über die Felder südlich von Jerusalem, oberhalb vorbei an der fruchtbaren, aber nun völlig abgeernteten und von der Sonne verbrannten Ebene des Sorek-Tales, der Kornkammer Jerusalems. Ihr Weg führte sie durch Weinanpflanzungen und zahlreiche Ölbäume. Während die beiden anfangs noch allein unterwegs waren, trafen sie in Betlehem einige weitere Pilger, die den Weg nach Jerusalem auf sich nehmen wollten. Man ging nun gemeinsam, diskutierte unterwegs über die Ernte und die Niederschläge, die im vergangenen Jahr nun schon zum vierten Mal hintereinander hinter den Erwartungen zurückgeblieben waren. Jedes Jahr ging die Ernte ein kleines Stück mehr zurück. Wenn man rationierte, konnte man sicherlich weiterhin überleben, aber ein Jahr mit mehr Niederschlägen würde schon guttun. Aber darum hatten sich er, sein Sohn Joschua, aber auch die vielen anderen Pilger, die in diesem Tagen nach Jerusalem aus dem ganzen Land kamen, auch aufgemacht: Sie wollten dort für mehr Niederschlag und für eine bessere Zukunft beten, sie wollten ihren Gott Jahwe entsprechend anrufen und ihn bitten, doch endlich wieder für ausreichend Regen zu sorgen.

Jerusalem sahen sie schon lange, bevor sie dort ankamen. Der Tempel, den Salomo gebaut hatte, lag auf einem Hügel, den man schon von Weitem erblicken konnte, sobald man die kleine Talebene nördlich von Betlehem durchschritten

hatte und wieder auf einem Bergrücken stand. Aber gerade, weil das Ziel scheinbar so nahe war, zog sich der Weg doch hin. Die Klagen der Pilger über die schlechte Ernte machten die Schritte auch nicht schneller. Einer von ihnen berichtete, er habe gehört, dass im benachbarten Nordreich Israel einige Baalspriester bereits Brandopfer dargebracht hätten, um Gott umzustimmen. Vielleicht würde es ja etwas nützen. Eigentlich müssten schon bald die ersten Regentage kommen, wenn sich nicht wieder der Winterregen verschieben würde und die ersten nennenswerten Niederschläge erst im Dezember fallen. Dann war es schon fast zu spät für eine ausreichende Fröhsaat. Und wenn dann der Regen noch einmal für zwei oder drei Wochen ausblieb und die Sonne wieder die Saat verbrannte, dann würde es endgültig knapp werden mit der Ernte. Die Vorräte waren aufgebraucht, und die Zukunftsangst begleitete die Pilger weiter auf ihrem Weg zur Hauptstadt und zum Tempel.

Bevor sie endlich nach Jerusalem kamen, mussten sie noch ein tiefes Tal durchschreiten. Das Hinnomtal war tief eingeschnitten, der Abstieg anstrengend, aber das Ziel nun wirklich nahe. Jerusalem war eigentlich keine bedeutende Stadt. Mit seinen 600 Einwohnern war sie gerade einmal gut doppelt so groß wie sein Heimatort Etam. Und doch war das Leben dort merklich anders. In seinem Ort wohnten rund 250 Menschen, verteilt auf etwa 60 Kleinfamilien. Alle waren Bauern, alle waren von ihrer sozialen Stellung her in etwa gleich, alle besaßen etwa gleich große Äcker, Felder und Wohnhäuser. Man kannte sich, heiratete im Kreis der Großfamilie, traf sich regelmäßig und lebte als Dorfgemeinschaft weitgehend friedlich.

Jerusalem war aber völlig anders. Dort gab es einen König, der sich mehrere Frauen leisten konnte. Allein die Familie des Königs umfasste mit 4 Frauen und ihren Kindern 10 Personen. Dann gab es dort eine ganze Reihe weiterer Personen, die nicht Bauern waren: Der Priester, der den Tempel leitete und dort für Ordnung sorgte. Dann der Heerführer, der auch gleich noch eine ganze Truppe von 50 Soldaten um sich hatte. Diese wurden vom Königshaus bezahlt und sollten den König schützen und vor Angriffen bewahren, aber auch für Ruhe und Ordnung in Juda sorgen. Ab und zu sah man mal einen von ihnen in Etam, wenn es irgendwelche Probleme gab. Ab und zu kam auch mal ein Streitwagen in Etam vorbei, wenn die Pferde mal wieder intensiver trainiert wurden. Und dann gab es in Jerusalem noch eine ganze Reihe von weiteren Leuten, die Aufgaben verrieten, die Joschua völlig fremd waren, ja sogar überflüssig erschienen. Der Kanzler, der die ganzen Regierungsgeschäfte organisierte, zwei Schreiber, die alles, was die Administration für wichtig hielt, schriftlich festhielten, und vor allem der Oberaufseher der Fronarbeit. Jeder Judäer musste jedes Jahr seinen Arbeitseinsatz für den Fortbestand des Reiches beitragen, und den organisierte dieser Mann. Mal war am Tempel was zu reparieren und Leute aus Etam mussten nach Jerusalem kommen, mal war am Palast etwas defekt, oder die Straßen sollten verbessert werden, damit die Streitwagen keinen Achsenbruch erlitten.

Und dann sollten immer wieder Brunnen gegraben werden, damit die Wasserversorgung für die Bevölkerung sichergestellt war, oder aber die Stadtmauer von Etam sollte repariert werden. Die Wünsche des Oberaufsehers waren groß, auch hinsichtlich der Abgaben. Joschua musste jedes Jahr einen großen Krug Öl und einen Pithos Wein nach Jerusalem liefern, damit man am königlichen Hof gut versorgt war. Auf der anderen Seite war es friedlich geblieben in den letzten Jahren in Etam. Nur im Norden Judas mussten die königlichen Soldaten eingreifen. Aber der Heerbann, an dem sich alle Männer aus Juda im Kriegsfall beteiligen mussten, wurde nicht einberufen. Joschua konnte sich also ganz seinem Acker und den Erträgen widmen – in Zeiten zurückgehender Erträge eine wichtige Sache. Alles zusammen lebten in Jerusalem nicht einmal 300 Menschen von ihrem Grundbesitz. Die übrige Bevölkerung gehörte mit ihren Familienangehörigen zum Tempel und zum königlichen Hof. Die Hälfte der »Hauptstadt« war demnach etwas Besonderes – eine Landelite in einem ärmlichen Land. Joschua ärgerte sich immer wieder über diese Leute, denn für ihn waren das Schmarotzer. Andererseits sicherten sie sein Leben – ein nützlicher Aspekt, den er gerne einmal verdrängte.

Die Jerusalempilger gingen vom Hinnomtal hinauf durch Jerusalem. Der Aufweg war mühsam. Jerusalem hatte eine unmögliche Lage: An allen Seiten von steilen Tälern umgeben, auf einem Bergrücken gelegen, der recht steil nach Norden hin anstieg. Es war schon Mittagszeit. Einen schweren Anstieg hätte man sich eigentlich bei der Hitze gerne erspart. Aber Jerusalem war nun mal eine hochgebaute Stadt und an der höchsten Stelle der Stadt lag der Tempel. Dort musste man hinauf!

In Jerusalem gab es noch etwas, was es in anderen Orten des Landes nicht gab: Eine Bäcker-gasse, in der gleich vier Bäcker arbeiteten. Sonst buk jede Familie ihr Brot selbst. Aber hier in Jerusalem lebten so viele Menschen, die besondere Aufgaben hatten, und hier kamen auch immer wieder Reisende vorbei, sei es als Pilger, als Händler, als Diplomaten oder als Judäer, die eine Rechtssache vor den König bringen wollten. All diese Leute wollten ernährt werden, und daher war eine eigene Bäcker-gasse notwendig. Dort kauften sich Joschua und sein Sohn erst einmal frisches Brot, denn die Reise hatte hungrig gemacht. Am Nachmittag sollte es dann die letzten 200 m hinauf zum Tempel gehen. Aber jetzt mussten erst einmal Kräfte wiedergewonnen werden, um den Aufenthalt am Tempel auch wirklich genießen zu können.

Der Tempel lag rund 40 m höher als der Bereich, an dem Joschua und die anderen Mitpilger gerade ihr Mittagessen gegessen hatten. Um zum Tempel zu kommen, musste man durch das Palastgelände gehen. Der Eingang zu dem Palastvorhof war von Soldaten bewacht, ebenso das Tor, das Tempel- und Palastvorhof miteinander verband. Die Pilger wurden aber ohne größere Schwierigkeiten durchgelassen. Dort standen sie nun vor dem Tempel: ein prächtiger Bau. Joschua schätzte die Außenmaße: wohl fast 50 m lang und 25 m breit. In

seinem Dorf Etam hätten auf dieser Fläche 10 Häuser Platz gehabt, Wohnraum für fast 50 Leute. Und hier wohnte nur Jahwe, der Gott, der jetzt seit 100 Jahren der Gott von Juda war, seitdem ihn David eingeführt hatte. Eigentlich ein Luxus, eine Verschwendung von wertvollem Raum! Neben dem aufkommenden Ärger gab es aber in Joschuas Innerem auch ein Stück Bewunderung. So ein großes Haus, noch dazu 15 m hoch, hatte er noch nie gesehen! Man konnte auch stolz sein auf einen Gott, der solch ein riesiges Haus bewohnte! In der Nähe von Etam gab es nur einen Hügel mit einer Terebinthe auf der höchsten Stelle. Dort feierten sie normalerweise ihren Gottesdienst. Jerusalem war im Vergleich dazu schon was Besonderes!

Vor dem Tempel standen zwei große metallene Säulen, je 9 m hoch bei einem Durchmesser von rund 2 m. Schon beeindruckend. Auf den beiden Säulen gab es gleich zwei Kapitelle, so dass die Säulen insgesamt fast 12 m hoch waren. Das untere Kapitell war aus sieben Blattkränzen gebildet. Joschua kannte solche Blattkränze: Sie symbolisierten einen Baum, einen Lebensbaum. Darüber war noch ein weiteres Kapitell, das eine geschlossene Lotusblüte darstellte. Von Lotusblüten hatte Joschua bisher nur gehört. Lotus wuchs nur in der sumpfigen Küstenebene beim Karmel, weit weg von Etam. Sie sollte Leben symbolisieren, das sich immer wieder erneuert. Joschua verstand die Symbolik sofort: Unser Gott Jahwe ist ein Gott, der Leben gibt und erhält! Wie gut war es doch, dass er gerade jetzt, nach Jahren großer Trockenheit, nach Jerusalem gekommen war. Das war doch offenbar der richtige Gott, den man anbeten konnte, ein Gott, der sicherlich wieder für Regen sorgte, wenn man ihn darum bat. Das scheint ja seine Kernkompetenz zu sein. Von diesem Gott konnte man sich offenbar zu Recht wieder neues Leben, neuen Regen, neue Fruchtbarkeit erhoffen. Die Säulen strahlten dies aus und beeindruckten ihn sehr.

In diesem Moment kam der Priester aus seinem Tempel heraus und begrüßte die Pilger: »Schön, dass ihr gekommen seid! Ihr steht hier übrigens im Schatten von Jachin, und die Säule da drüben heißt Boaz«. Joschua verstand sofort, was der Priester mit diesen Namen sagen wollte. Die beiden Säulen hießen: »Er hat gegründet mit Macht«. Wieder spürte er ein wenig, dass er hier richtig war. Ein Gott, der die Welt so großartig geschaffen hat, ist auch ein Gott, der für das Ende der anhaltenden Trockenheit sorgen kann. Trotzdem konnte der Schatten der beeindruckenden Säulen seine Sorgen nicht völlig vertreiben. Etwas flapsig sagte er zu dem Priester: »Dann stehen wir hier ja genau richtig. Wir sind im Schatten des Gottes, der unseren Nöten ein Ende bereitet. Hier ist wahres Leben, dann wird dieser Gott sicherlich auch für Regen und Fruchtbarkeit sorgen!« Der Priester ließ sich von dem etwas provokanten Unterton nicht irritieren. Er kannte solche Vorwürfe zur Genüge. Jahwe war ja ein Neuling im Pantheon, hatte den klassischen Baal als Fruchtbarkeitsgott inzwischen verdrängt. Aber gerade in den letzten Jahren, in denen Jahwe nicht ausreichend Regen gespendet hatte, war immer wieder die Forderung aufgekommen, doch einen Frontenwechsel zu

machen: von Jahwe wieder zu dem »alten« Gott Baal zurückzukehren. Der war ja über viele Jahrhunderte Garant für ein sorgenfreies Leben gewesen, bis eben vor vier Jahrhunderten dann über mehrere Jahrzehnte der Regen ausblieb. Damals hatte sich der Wechsel von Baal zu Jahwe angebahnt, weil man von Baal enttäuscht war. Er konnte offenbar nicht ausreichend für Regen sorgen. Und damals begann die »Karriere«, der Aufstieg des Nomadengottes Jahwes, bis er dann von David zum Nationalgott und zum Gott des Königshauses gemacht wurde. Nun schien sich das Blatt wieder etwas zu wenden. Aber so einfach wollte der Priester nicht begeben. »Schaut Euch das große Becken hier an!«, sagte er zu den Pilgern und wies auf ein riesiges Becken mit 5 m Durchmesser und 2,5 m Höhe, das auf dem Rücken von zwölf knieenden Rindern aufsaß. »Das Becken bildet das Meer ab, aus dem unser Gott den Regen zur Verfügung stellt. Unser Gott hat die Welt erschaffen, und er erhält sie auch. Mal regnet es halt etwas mehr, mal weniger. Aber er sorgt für uns alle.« Das Becken war wirklich riesig. Wenn er das Wasser auf seine Felder leiten könnte, wäre der Boden feucht genug für eine fruchtbare Ernte. Ob da wohl wirklich Wasser drin ist? Reinschauen konnte man nicht, aber Joschua wäre gerne mal auf die Rinder geklettert und hätte sich dann hochgezogen, um in dieses Becken mal einen Blick werfen zu können.

Der Priester setzte aber seine Rede fort und Joschua musste ihm zwangsläufig zuhören. »Am Anfang, als alles noch völlig unbestellter Boden war und es noch nie geregnet hatte, und als es auch noch keinen Menschen gab, da hat unser Gott eine Flut aufsteigen lassen von dem riesigen Wasserbecken, das ganz tief unter unserem Erdboden ist. So wie eine Quelle an die Erdoberfläche tritt, aber viel größer. Dieses Wasser befeuchtete das ganze Land, und so wurde aus so einem trockenen Land, wie wir es zurzeit immer wieder mal erleben, ein ganz fruchtbares Land, auf dem alles wächst, was man sich nur vorstellen kann: Weizen, Gerste, Linsen, Kichererbsen, Bäume, einfach alles! Und dann hat Gott diese feuchte Erde genommen und daraus den ersten Menschen geformt. Dem hat er dann seinen eigenen Atem eingeblasen. Wir sind also alle Geschöpfe, die Jahwe geschaffen hat. Meint ihr vielleicht: So ein Gott, der unseren ganzen Lebensraum und auch uns geschaffen hat, vergisst uns? Er wird uns wieder genügend Regen bringen, das könnt ihr sicher glauben. Dass wir jetzt so wenig Regen haben, ist nur, weil ihr nicht richtig handelt. Ihr hadert und murrst, weil es einmal nicht richtig geregnet hat. Meint ihr, dass sich Gott über dieses Murren freut? Nein, natürlich nicht. Dann will er euch zeigen, dass er nicht nur Regen geben kann, sondern ihn auch zurückhalten kann. Und das macht er jetzt. Glaub an ihn, dann werdet ihr wieder leben. Hadert nicht mit ihm, sondern glaubt daran, dass er der Gott ist, der Regen bringt und Leben sichert!« Das war ein Gedanke, den Joschua so noch nie gedacht hatte. Bisher war der ausbleibende Regen für ihn ein Zeichen der Schwäche Jahwes. Trotzdem war er ja zum Herbstfest nach Jerusalem gekommen und wollte hier feiern. Ganz sicher war er sich seiner Sache nicht. Aber dass Jahwe keinen Regen mehr schickt, weil die Menschen sich über den aus-

bleibenden Regen beklagen, das war ein völlig neuer Aspekt. Darüber musste er noch mal nachdenken.

Der Priester ging weiter, in das Innere des Tempels. Das war ein ziemlich dunkler Raum. Nur wenig Licht kam durch kleine Öffnungen am oberen Rand. Joshuas Augen mussten sich erst mal an die Dunkelheit dort gewöhnen. Zu groß war der Kontrast zu dem hellen Sonnenlicht draußen. Bald sah er ein wenig deutlicher, was es alles im Tempel zu sehen gab. Zehn Metallständer standen dort rum, auf jedem brannte ein Öllämpchen. Viel zu schwach, um den Raum zu erleuchten, aber je länger Joschua in dem Raum war, umso mehr konnten die zehn kleinen Lämpchen doch einiges erkennbar machen.

In die holzverkleideten Wände waren Lebensbäume, die jeweils von Mischwesen flankiert waren, geschnitzt worden. Diese Cheruben hatten Menschenköpfe, riesige Flügel und einen Rinderkörper. Und wieder setzte der Priester mit seiner Rede ein: »Weil die Menschen alle sündig sind, hat Gott sie aus dem Garten, den er gemacht hat und in dem die ersten Menschen lebten, vertrieben. Dort gab es einen Baum des Lebens. Die ersten Menschen mussten nicht um ihren Lebenserhalt kämpfen. Gott stellte ihnen alles zur Verfügung. Nur von dem Baum des Lebens durften sie nicht essen. Gott hat gesagt, dass derjenige, der von den Früchten des Baums isst, sterben wird. Aber die ersten Menschen haben trotzdem davon gegessen, sie haben nicht Gott geglaubt – so wie ihr. Und was ist passiert: Sie wurden als Strafe aus dem Garten vertrieben. Gott hat zwei Cheruben aufgestellt, um den Lebensbaum zu bewachen. Das habt ihr hier abgebildet, damit ihr immer daran denkt, welche Folgen es hat, wenn man nicht auf Gott vertraut. Dann ist das problemlose Leben vorbei. Und weil das so ist, müsst ihr heute im Schweiß eures Angesichts arbeiten. Deshalb erlebt ihr auch Jahre, in denen es nicht so viel Niederschlag gibt. Deshalb ist euer Leben so hart. Das ist Gottes Strafe für euch. Aber wenn ihr Reue zeigt und Gott um Vergebung bittet, dann werdet ihr wieder unter dem Schutz Gottes stehen. Das war schon immer so, und das wird auch immer so sein.« Und dann setzte der Priester seine Rede fort und erzählte ihnen von Kain und Abel, wie Kain seinen Bruder getötet hat und wie er dann seine Tat bereut und Gott um Vergebung gebeten hat. Für Joschua war das ein weiterer neuer Aspekt. Ich muss meine Schuld bekennen, dann wird sich Gott wieder zu mir wenden. Er musste unbedingt darüber nachdenken, was er alles falsch gemacht hatte. Aber dazu ließ ihm im Moment der Priester keine Zeit.

Der drehte sich nämlich und blickte jetzt nach vorn. Da waren noch zwei solche Cheruben, die jetzt aber nicht einen Lebensbaum flankierten, sondern ihn anblickten. Sie waren Teil eines riesigen, 10 m breiten, aus Holz geschnitzten Thrones. »Da sitzt unser Gott und sieht und hört euch. Sein Körper geht hinauf bis in den Himmel, aber das ist sein Thron. Ihr seid also in ganz großer Nähe von dem Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat. Ich lass euch jetzt mal allein, ihr könnt ja beten und eure Sorgen, aber auch eure Sünden vor Gott bringen.« Der Thron war schon groß, und der Körper Jahwes, den er überhaupt nicht sah, sollte bis in

den Himmel reichen? Jahwe war bildlos, das wusste er. Und doch wurde er dort im Tempel richtig gut vorstellbar. Der Thron erleichterte es ihm, den darauf thronenden und bis zum Himmel hinaufreichenden Gott sich besser vorzustellen. Auch wenn Jahwe nicht zu sehen war: offenbar eine imposante Gestalt! Joschua war beeindruckt und erst einmal sprachlos. Aber dann fing er an, seine Sorgen vor Gott zu bringen. Wenn man schon mal so nah ist, sollte man die Chance nutzen. Er kniete sich auf den Boden, die Beine taten ihm nach der Wanderung weh. Und Platz war reichlich vorhanden, auch wenn sich einige andere Pilgergruppen ebenfalls im Tempel niedergelassen hatten. Und er dachte auch über all sein Versagen, seine Kritik an Gott, sein falsches Verhalten gegenüber seinen Nachbarn nach. Die Worte des Priesters zeigten Wirkung bei ihm. Die Atmosphäre des Raums und die Nähe zu Gott trieben ihn zwangsläufig dazu, manche Dinge zu überdenken und seine Reue zu äußern. Nach einiger Zeit fiel ihm nichts mehr ein. Er betrachtete den Raum noch einmal, der inzwischen noch dunkler geworden war, denn draußen neigte sich die Sonne dem Untergang zu. Die Größe des Baus mit all ihrer Ausgestaltung ließ ihn im eigenen Empfinden ganz klein werden. Und noch viel kleiner fühlte er sich, wenn er zu dem Kerubenthron blickte, auf dem er sich Gott sitzend vorstellte. »Ich möchte bleiben im Hause meines Gottes ein Leben lang«, dachte er sich, auch wenn ihm dabei klar war, dass er am nächsten Tag wieder zurück nach Etam musste und dort wieder die alltägliche Arbeit auf ihn wartete.